

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 35 (1945)

Heft: 30

Artikel: Englandreise einer Bernerin 1786/87 [Fortsetzung]

Autor: Lerch, Christian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schöne Frau ihn nicht auch ein bisschen behexen könnte. Mit federnden Schritten geht sie auf das kleine Gartentor zu, das in eine undurchdringliche Hecke von kardinalblauen Bougainvilles eingelassen ist. Es hängt schief in den Angeln, und darauf ist mit schwarzer Ölfarbe von einer ungeübten Hand hingemalt: „Chien dangereux!“ Das klingt freilich nicht sehr einladend und Ariel zögert unwillkürlich einen Augenblick, bevor sie die Glocke zieht. Ein kindisches Herz-klopfer springt ihr an die Kehle, als das alte Läutwerk einen verstörten Jammerlaut von sich gibt, wie jemand, der jährlings aus dem Schlaf gerissen wird.

Alles hier scheint zu schlafen, sogar der „gefährliche Hund“, der es offenbar nicht einmal der Mühe wert findet, seine einschüchternde Gegenwart durch Gebell zu bekunden. Statt seiner spitzt ein winziger Kätzchen neugierig durch die Hecke, kommt auf den ersten Lockruf zwischen den Latten durchgeschlüpft und lässt sich hochnehmen. Ariel drückt das freundlich schnurrende kleine Geschöpf zärtlich an sich, sie gibt ihm ihren Zeigefinger zu nagen und lässt es mit ihrer Kette spielen und gelangt so unversehens und spielerisch in den Garten, sie weiß selbst nicht wie.

Es ist eigentlich gar kein Garten, sondern eher eine Wildnis, ein unabsehbarer, üppig gründer Dschungel, den irgend jemand in eigenbrötlerischer Absicht mit einer Hecke umgeben hat. Von einem Weg ist kaum etwas zu sehen, man muss sich Schritt für Schritt förmlich durchschlagen durch allerhand blühendes Unkraut, das hier in lieblichstem Durcheinander wuchert: Kapuziner und wilder Fingerhut, Heliotrop und duftende Wicken in hundert Farbenschattierungen und alle Sorten Geranium, vom blassensten Rosa bis ins tiefste Schwarzviolet, mit kleinen Katzengesichtern wie Stiefmütterchen. Und plötzlich, von irgendwoher, hängt einem eine dunkle Traube buchstäblich in den Mund, man kann gar nicht anders, als sie pflücken, es wäre geradezu ein Verstoss gegen das Gastrecht, es nicht zu tun. Der köstliche Raub wird im Weiterschlendern verzehrt, er schmeckt nach Sonne und ein wenig nach Erdbeeren, er schmeckt wie dieser ganz wilde, summende Garten, in dem man ohne Ende herumstreifen möchte.

Das bängliche Gefühl in der Kehle ist ganz verflogen, es meldet sich erst wieder, als urplötzlich, wie aus dem Erdbothen gezaubert, das Haus auftaucht, ein altersschwaches Gemäuer, kaum noch als Wohnstätte anzusprechen, das die Zeit mit einem grau-grünen Filz aus Geisblatt überzogen hat. Davor ein kleiner gepflasterter Hof mit einer Zisterne und einem riesigen Feigenbaum in der Mitte, dessen Wurzeln da und dort das Pflaster gesprengt haben.

Neben der Zisterne liegt ein Haufen praller Säcke, die einen röthlichgelben Staub ausschwitzen und ein grosser, schmalhüftiger Mann in verflecktem Overall ist gerade dabei, sich einen dieser Säcke auf die Schulter zu laden und damit in dem offenstehenden Tor des Schuppens zu verschwinden.

Als er, schwer atmend von der Anstrengung, wieder herauskommt, fällt sein erster Blick auf die helle Gestalt unter dem Feigenbaum. Ein Ausdruck hochmütigen Erstaunens tritt in seine Züge.

„Sie wünschen, Madame?“ fragt er in geläufigem Französisch, dem man nur an dem rollenden r den Ausländer anhört. Ariel ist um die Antwort verlegen. Der argwöhnisch prüfende Blick dieser nebligrauen Augen nimmt alle Sicherheit.

„Ich — verzeihen Sie“, stammelt sie, ganz trocken im Munde, um sich dann kopfüber in die nächstbeste rettende Ausrede zu stürzen, die ihr einfällt — „ich wollte nur fragen, ob die kleine Katze hier ins Haus gehört.“

Der Mann im Overall wirft einen Blick auf das Kätzchen, das ihm mit rosigem Rachen verschlafen angähnt.

„Ja, wahrscheinlich, wir haben ungefähr ein Dutzend. Sie sind schwer auseinanderzuhalten.“



„Und also jugend die von Bern us...“

Ein
Briener
Schnitzler
blättert in der
Schilling-
chronik

Höhepunkt
der Laupenschlacht

Ein flüchtiges Lächeln lockert seine Mundwinkel, als das Tierchen, von Ariel zu Boden gesetzt, auf ihn zuspringt und an seinen weissen Leinenschuhen zu lecken beginnt, vielleicht in der Hoffnung, es sei Milch.

Die Tänzerin schaut sich suchend um.

„Und wo ist der Hund?“ erkundigt sie sich.

Der Mann im Overall macht ein verständnisloses Gesicht.

„Was für ein Hund?“

„Der „chien dangereux“, den Sie draussen angezeigt haben.“

„Ah so!“ Er stösst ein kurzes, trockenes Lachen durch die Zähne. „Das ist eine Erfindung meines Sohnes, damit uns nicht jeder Landstreicher hereingelaufen kommt. Nämlich —“ er senkt die Stimme, sein Blick bekommt etwas seltsam Flackiges — „es lungert hier öfters allerhand verdächtiges Gesindel herum, das über den Zaun startt.“

„Wie ich, zum Beispiel. Ich habe auch über den Zaun gestarrt. Ihr Garten verdient es, er ist das reine Märchen.“

„Finden Sie? Ich habe...“ Dominik Raffal gerät ins Stocken, er hat vergessen, was er sagen wollte, und er tappt sich plötzlich dabei, dass er die Fremde mit offenem Munde anstarrt.

Sei hat den grossen Strohhut abgenommen und steht jetzt im vollen Sonnenlicht. Alle Farben des Regenbogens sprühen um ihr kupferrotes Haar. Er fühlt plötzlich sein Herz schlagen. Ganz vage nur, ganz von fernher streift ihn ein Erinnern, dass er einmal von solchem Haar geträumt hat.

Hastig bückt er sich nach dem Katerchen — das gerade dabei ist, seinen Schnürsenkel anzuknabbern, hebt es auf und setzt es behutsam auf den Rand der Zisterne.

Aber der flüchtige Aufblitz im grauen Nebel dieser Männeraugen ist der Tänzerin nicht entgangen. Ihre Befangenheit löst sich in einem angenehm prickelnden kleinen Siegergefühl.

„Darf ich?“, fragt sie lieb und setzt sich auch auf den Zisternenrand. „Ich habe einen weiten Marsch hinter mir. Schade, dass Sie keinen Hund haben, ich bin so ein Hund.“

Der Mann zuckt geringschätzig die Achseln.

„Ich mache mir nichts aus Hunden. Hunde sind subalterne Geschöpfe. (Fortsetzung folgt)

Die ersten territorialen Erwerbungen Berns waren die vor seinen Toren liegenden vier Kirchspiele Bolligen, Vechigen, Stettlen und Muri. Schon frühzeitig knüpfte Bern mit den Klöstern und geistlichen Stiften im engern und weitern Sinn Beziehungen an, die sich in Schutz und Schirm der immer mächtiger werdenden Stadt stellten oder mit ihr Burgrechtsverträge abschllossen, wie u.a. das bedeutende Kloster Interlaken.

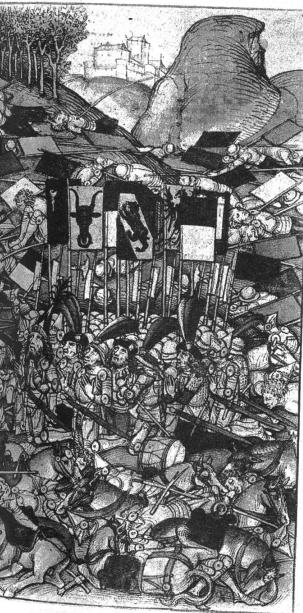
Nach dem Treffen bei Oberwangen wurde auch die Herrschaft Belp der Stadt angegliedert und das Bestreben Berns, auch im Oberland Fuss zu fassen, wurde durch diverse Schuldensstreite erfüllt, die der Stadt die Herrschaften Mülenen,

Aschi und das Städtchen Wimmis sowie die Pfandschaft auf das Hasli brachten.

Die unaufhaltsame Machterweiterung der von tatkärfigen, gewandten Staatsmännern geleiteten Stadt veranlaste viele edle Geschlechter sich Bern anzuschliessen. Aber der weitaus grösste Teil der Adeligen erblickte in der aufblühenden Stadt einen gefährlichen Feind, den es rechtzeitig zu vernichten galt.

Die mächtigsten Dynastien des Landes schlossen sich mit Fryburg gegen Bern zusammen, das angesichts seiner schwer bedrohten Lage von vielen seiner bisherigen Freunde und Schützlinge schmälerlich verlassen wurde. Am 21. Juni 1339 kam es zur Schlacht bei Laupen, in der die Berner die Adelskoalition mit Hilfe der Waldstätter, Hasli- und Simmentaler vernichtend schlugen.

Soweit der nüchterne Geschichtsschreiber. Die Schillingchronik aber mit ihren lebendigen Darstellungen und unmittelbarem Erzählertext ist weit anregender, erfrischender und vermag vor allem auch den Künstler anzuregen.



Links: Das Gebet auf dem Schlachtfeld nach der Laupenschlacht... „Der almächtig got se gnädig was gewesen, daz ie in einer der vyenden zehn überwunden hattend; darumb si got loptent und in dankend mit herzien und mit munde, der si so erbarmhertzlich erlöst hat und von grosser not entpunden.“ Dies alles berichtet uns der Chronist in selbstbewusstem Stolz, eine der grössten Kriegstaten der Berner zu ewigem Gedächtnis aufzuzeichnen.

Reportage: ILLUSTRA
Fotos: Hans Steiner, Bern



Auszug der Berner aus der Stadt: „und zugend us gen loupen...“



Zwei wackere Kriegsknechte
der bernischen Streitmacht

Englandreise einer Bernerin 1786/87

Von Christian Lereh

15. Fortsetzung

Weiter geht's, nach Lüttich, wo Eva schon um die Mittagsstunde ankommt. Beim Mittagessen schlägt sie den mitreisenden Damen einen Ausflug nach dem Kloster Slavante vor. Das Kloster, ein berühmter Aussichtspunkt, liegt auf einer Anhöhe, darum wird eine Kutsche gemietet. Halt oben sind die Pferde plötzlich stetig und wollen nicht weiter. Man macht aus der Not eine Tugend, steigt aus und geht zu Fuß hinauf. Wie die Gesellschaft zu der Kutsche zurückkehrt, hat sich die schlechte Laune der Pferde noch immer nicht gebessert. Was tun? Da erscheint als Retter Er spannt die Pferde aus und führt sie, ob sie nun wollen oder nicht, hinauf zum Kloster. Und die Kutsche? Viel

neugieriges Volk steht herum, macht Sprüche und steckt die Hände in die Hosentaschen. Da springt belgische Jugend helfend ein, Zehn muntere Buben packen an und bringen die Kutsche rasch und sicher an Ort und Stelle.

Elf Tage bleibt Eva in Spa, besucht Gesellschaften, tanzt, reitet, trinkt das heilkraftige Wasser, aber nicht mehr am Brünnlein wie vierzehn Jahre früher; die Mode hat geändert. Graf und Gräfin Potocki führen auf einem brillanten, dem Rufe des berühmten Kurorts angemessenen Ballo einen Kosakentanz vor; die Gräfin kann's „wie ein Engel“.

Eva passiert Aachen ohne Aufenthalt, trennt sich in Jülich von ihren Reisegefährten, die nach Düsseldorf

abschwenken, und kommt abends 5 Uhr in *Köln* an. Für einen Besuch im Dom ist's zu spät; zum Uebernachten noch zu früh. Weiter nach *Bonn*! Von da geht die Strasse dem Rhein entlang. Die Lieblichkeit der Landschaft entzückt Eva.

Im Tagebuch erzählt sie nachträglich eine fröhliche Episode aus Bonn. Im Englischen Garten ist ihr Bedienter vor einem Baume stehen geblieben und hat seiner Herrin erklärt, den kenne er nicht. (Offenbar war er sonst ziemlich pflanzenkundig.) Der Gärtner kommt zu Hilfe und erklärt: „Das ist ein holländischer Baum!“ Den Namen weiss auch er nicht. Es war eine Magnolie. „Und da ist noch ein holländischer Baum“, fährt der Gärtner dienstbeflissen weiter, auf eine Lärche weisend. Jetzt kann Eva nicht mehr schweigen. „Das sind keine holländischen Bäume!“ ruft sie aus (und die Erinnerung an diese Szene wirkt noch beim Niederschreiben so lebhaft nach, dass sie den Satz deutsch hinsetzt, was ihr sonst sehr selten passiert. Auch wieder eine bernische Eigenart jener Zeit!).

Der Gärtner ist bestürzt: „Bitt' um Verzeihung, der Kurfürst hat sie mit einem Wagen aus Holland holen lassen!“ Und Eva lässt's gelten und trägt dem wackern Manne nichts nach; im Gegenteil. Dem Tagebuch vertraut sie nachher an, der Gärtner scheine ein gebildeter Mann zu sein. Offensichtlich hat er das Manko wettgemacht.

Koblenz! Eva übernachtet da — und verreist in der Morgenfrühe. Nachträglich erfährt sie, dass sie etwas verpasst hat. In Koblenz soll der schönste Palast Deutschlands stehen; er ist nagelneu, und die Möbel sind noch kein Jahr darin. „Das hätte der Gastwirt mir sagen sollen!“ ruft sie aus und ist einen Augenblick verstimmt. Aber die Reize der Landschaft fesseln sie sogleich wieder. In *Ems* versucht sie das berühmte Thermalwasser: „Etwas heiss, aber es schmeckt gut!“

In *Schwalbach* wollen die Postillone nicht weiter; Eva aber will noch nach Wiesbaden. Die Strasse sei schlecht, behaupten die Rosselenker; außerdem ist die Nacht bald da. Eva setzt ihren Kopf durch. Die Strasse wird kaum schlechter sein, als die heutigen bisher waren; das ist erträglich; was das andere betrifft, so scheint der Vollmond. Man fährt ab, und tatsächlich geht es ganz gut, was die Strasse und was die Beleuchtung anbetrifft. Aber auf Haarsbreite entgeht Eva einem Unfall, der ihr das Leben hätte kosten können:

Die Kutsche fährt durch einen Wald. Da ist es dunkel, denn die Bäume verdecken den Mond. Eva ist aufgeräumt und ruft: „Tut nichts, ich werde gleich Licht machen!“ Sie packt eine Kerze aus, gibt sie der Zofe Agathe zu halten und greift nach dem Phosphorfläschchen (Tauchfeuerzeug). Wie sie das eingetauchte Zündholz wieder herauszieht, brennt dieses lichterlich mit tropfender Flamme. Eva macht



Sonntagsspaziergang einer Bernerin

eine ungeschickte Bewegung, das Zündholz klebt ihr an der Hand fest, nach allen Richtungen Feuer sprühend; die brennende Flüssigkeit verbreitet sich über Evas ganze rechte Hand. Geistesgegenwärtig macht sie das Phosphorfläschchen zu. Dann schreit sie zu Hilfe. Die Kutsche hält an — ein Sprung ins Freie —, die Dienstboten löschen das Feuer im Innern des Wagens; Eva, deren beide Hände jetzt in Flammen stehen, wischt sie im taufeuchten Grase ab. „Ich kam mit dem Schrecken davon“, schreibt sie noch am selben Abend in ihr Tagebuch; „aber einen Moment lang glaubte ich, ich müsse an Ort und Stelle bei lebendigem Leibe verbrennen.“

Wiesbaden! Wiederum kostet Eva das Thermalwasser; sie findet es sehr salzig. Das Emser Wasser war besser.

In *Frankfurt* hält sich die Rastlose etwas länger auf, zwar nicht freiwillig; ihr Diener ist erkrankt. Sie wünscht ihm gute Besserung, sorgt für die nötige Pflege und sucht die Frankfurter Sehenswürdigkeiten auf. (Fortsetzung folgt)

Der Prinzipal im Urlaub

Fürsprech Werthmüller hatte Margrit gebeten, auch während der Zeit, da er der Fahne des Vaterlandes folgen musste, in seinem Büro als Sekretärin und Stenotypistin zu bleiben. Sie hatte ihm die Akten zu resümieren und ihn über den Geschäftsgang auf dem laufenden zu halten, wenigstens bis zu jenem Zeitpunkt, da er die ganze Sache seinem Kollegen Erich Lehmann übergeben würde. Mit gewissenhafter Treue oblag Margrit ihrer sicherlich nicht einfachen Aufgabe. Freilich, seit dem 1. September 1939, da ihr Dienstherr hatte einrücken müssen, kam ihr das Büro recht düster, still und verlassen vor. Manchmal überkam sie fast so

etwas wie Traurigkeit. Es schien ihr oft, als ob der kleine Raum weit grösser als drei Meter breit und vier Meter lang sei. Und wenn sie auf die Post für Herrn Georg Werthmüller Hauptmann schrieb statt Rechtsanwalt, so zitterte ihre zierliche Hand immer ein wenig im Gedanken an den unbekannten Ort an der Grenze, wo jetzt ihr Patron weilte...

Eines Tages schrieb ihr dieser ganz unverhofft: „Ich komme in Urlaub. Schicken Sie mir die Post nicht mehr nach, sondern bewahren Sie mir sie sorgfältig im Büro auf. Ich werde mir die Postsachen bei meiner Ankunft am Donnerstagmorgen selber holen.“ Am Mittwoch-

morgen und Mittwochnachmittag kamen für den Prinzipal noch zwei Briefe. Ziemlich sicher, wie Margrit vermutete, von weiblicher Hand geschrieben, parfümiert, rosa Pergamentpapier, wie das kleine Bürofräulein feststellen musste. Die Post, die man nicht nachsenden musste, waren also offenbar diese beiden Briefe. Ach, welch zärtlich klingende Sätze mussten doch diese wunderschönen Briefkuverts enthalten, Sätze zweifellos, die ja allerdings nur das Vorspiel zu stürmischen Umarmungen und Liebkosungen waren... Margrit krampfte sich das Herz zusammen. In Gedanken sah sie vor sich den schönen Hauptmann und diese junge blonde Frau,